

Was soll's des Geldes, wenn wir Ehr genießen

Märchenhaft waren einst die Belohnungen für Dichter am Hofe des Kalifen: für wenige Zeilen ein Vermögen. Für die Schlichtung eines Streits mit Marida erhielt der Dichter al-Abbas al Ahnaf 2000 Dinar, von einer Sklavin 1000 Dinar, für ein paar andere Zeilen für 20 000 Dirham Liegenschaften und Bargeld dazu.¹

Nahezu märchenhaft ist heute das Mißverhältnis zwischen der Arbeit eines Kultur- oder Geisteswissenschaftlers und der eines Klempners: Gewiß, der soll seinen gerechten Lohn erhalten, von dem er sich und seine Familie ernähren kann – aber gilt das nicht auch für Kulturwissenschaftler?

Im Hessischen Schriftstellerverband haben sich dessen Mitglieder schon vor mehr als 10 Jahren wie alle anderen VS-Mitglieder geeinigt, keine Lesung unter 400 DM Honorar plus Fahrtkosten zu veranstalten – würde ich mich daran halten, dürfte ich auf kaum einer akademischen Tagung auftreten. Eine Schriftstellerin hat einmal ausgerechnet, daß sie für ihre Arbeit, je nach Rechenmethode, mit einem solchen Mindesthonorar zwischen einer und vier Mark Stundenlohn verbuchen kann.

Aus solchen Entgelten resultiert kein Selbstbewußtsein. Im Vergleich: Wenn ein Unternehmen eine Publikation sponsort, dann kann es für einen kleinen Beitrag eines Autors, von dem man sich Renommee verspricht, leicht 5000 oder 6000 Mark investieren; für einen repräsentativen sind 10.000 Mark keine Seltenheit. 5000 Mark für die bloße Teilnahme an einer Podiumsdiskussion bei Bertelsmann – auch das ist drin.

Vielleicht läßt sich Selbstbewußtsein gewinnen daraus, daß die Künste als nützliche und verwertbare Kreativitätsressource geschätzt werden. Jürgen Rüttgers, bis 1998 Bundesminister für Bildung, Wissenschaft, Forschung und Technologie, hat sie so gewürdigt: »Die Produktion und der ›Konsum‹ von Kunstwerken und die künstlerische Entwicklung stabilisieren die Wirtschaftskonjunktur, tragen zum technischen und sozialen Fortschritt bei, erhöhen die Arbeitsproduktivität und vergrößern den Kapitalbestand, so behauptet Michael Hutter, der an der Privatuniversität in Witten-Herdecke zusammen mit Wolfgang Benkert das Institut für Wirtschaft und Kultur leitet.« Hutter leitet entsprechende Wirkungsketten aus Vasaris Künstlerbiographien ab. »Die Erfindung und künstlerische Anwendung der Zentralperspektive hat die technische Zeichnung und die Bauzeichnung revolutioniert. Daneben hat die naturgetreue Darstellung von Gebäuden auf Bildern ambitionierte Bauprojekte attraktiv gemacht und die Einschätzung der Realisierbarkeit erleichtert.«²

Leicht ließe sich das noch erweitern. Es ließe sich die Renaissance auch als Wegbereiter globalisierter Produktion werten. Leon Baptista Alberti, der Theoretiker der neuen Kunst der Renaissance, regt dazu an: Die Kenntnis der Proportionen des menschlichen Körpers oder eines beliebigen Gegenstandes macht es möglich, diese Gestalt oder diesen Gegenstand in beliebiger Größe zu reproduzieren. »Was aber noch wunderbarer ist: du wirst imstande sein, die eine Hälfte des Werkes – wenn es dir beliebt – zu Paros, die andere aber bei den Lunensern aushauen und in der Weise vollenden zu können, daß alle Teile sich miteinander so verbinden und vereinigen,

daß sie mit der Gesamterscheinung des Abbildes stimmen und dem Vorbilde (Modell) entsprechen.«³ So wird mit dem Denken der Renaissance die globale Zerlegung der Produktion ermöglicht: Modulare Unternehmen, Unternehmensnetzwerke, flexible Fertigungsinseln, fraktale Fabrik und maßgeschneiderte Massenproduktion: alles in der Renaissance vorbereitet.

Es mag sein, daß es für manche Künstler und Kunstwissenschaftler von heute Quelle des Selbstbewußtseins und tröstlich zu wissen ist, daß sie beitragen dürfen zur Beschleunigung des Prozesses des selbstzweckhaften, Ressourcen zerstörenden Wettlaufes der reichen Staaten und Individuen auf Kosten der Armen und der Zukunft.

Vielleicht läßt sich für manche auch Selbstbewußtsein gewinnen, wenn sie zwar nicht direkt als Hofnarren, wohl aber als Verbreiter von Glanz für eine neue Republik auftreten dürfen, oder wenn sie in anderer Form als Symbollieferanten wirken dürfen. Manche kritischen Köpfe können sich möglicherweise sogar noch trösten mit der Dialektik, die dank des Eigensinnes der Kunst auch darin liegt.

Obszönitäten und Widersprüche

Es gibt offensive Umarmungen der Künste. »Kunst als Avantgarde der Ökonomie« war der Titel einer Serie und einer Podiumsdiskussion des *Rheinischen Merkur* 1998.⁴ Eine opportunistische Strategie bindet beide aneinander: »Kunst und Ökonomie gehören unweigerlich zusammen.« Beide sollen ihre Ressentiments ablegen. Boris Groys, modischer Stargast auch dieser Diskussion, führt aus: »Eine entwickelte Ökonomie kann sich nur weiter steigern, wenn sie die natürlichen Bedürfnisse der Menschen übersteigt, wenn der Konsument seine natürlichen Bedürfnisse konsequent durch künstliche, frei erfundene Wünsche ersetzt – wenn er beginnt, nach dem Überflüssigen, dem Luxuriösen zu streben.« Waren es früher die Aristokraten, die diesen Prozeß vorantrieben, so ist es heute der Künstler: »Als Flaneur mit dem souveränen Blick ist der Künstler von heute jener unendliche Konsument, dessen innovatives, unnatürliches, rein künstliches Konsumverhalten das Telos jeder funktionierenden Wirtschaft darstellt.«⁵

Viel differenzierter dagegen Freiherr von Loeffelholz vom Kulturkreis des BDI, wenn er argumentiert: »Kultur und Wirtschaft sind zwei Aspekte menschlichen Lebens, zwei Kategorien, die wir vielfältig verflochten in jeder Gesellschaft vorfinden: Kultur ist die qualitative, Wirtschaft die quantitative Kategorie. Kultur fragt nach dem Wie, Wirtschaft nach dem Wieviel. Kultur ist im weitesten Sinne verstanden die Art und Weise, wie wir miteinander umgehen, welche Wertvorstellungen wir unserem Denken und Handeln zugrunde legen, welches Bild wir uns vom Menschen, von der Schöpfung, von dem, was wir selbst geschaffen haben und zu schaffen in der Lage sind, machen.« Kultur »ist der Nährboden, auf dem wirtschaftliche und politische Systeme wachsen.«⁶

Ganz offensiv formuliert Hilmar Hoffmann, der Präsident des Goethe-Instituts 1997: »Zukunft ist ein kulturelles Programm.«⁷ Und er meint damit nicht die Instrumentalisierung kultureller Kräfte für Wirtschaft und Politik, sondern die zukunftsfähige Organisation der Lebensweise insgesamt ebenso wie die Gestaltung der globalen Beziehungen und der internationalen Ordnung von Gerechtigkeit und Frieden.

Nach dem Ende des Ost-West-Konfliktes definieren sich weltpolitische Akteure zunehmend unter Bezug auf ihre traditionellen kulturellen Besonderheiten. Zwar konnte auch der Ost-West-Konflikt als Kulturkonflikt definiert werden, weil die beiden Systeme unterschiedliche Kulturen der menschlichen Beziehungen propagierten und pflegten. Aber sie bezogen sich auf die gleichen Traditionen europäischer Aufklärung und Humanität. Heute dagegen orientieren sich weltpolitische Akteure wesentlich deutlicher an ganz anderen, auch außerwestlichen überkommenen kulturellen und religiösen Besonderheiten oder Wertordnungen.⁸

Je stärker sich die weltpolitischen Akteure heute kulturell definieren, desto mehr wächst das Interesse an den kulturellen Unterschieden und ihrer Bedeutung – etwa auch bezüglich ihrer Rolle in einem nicht nur ökonomisch und materiell definierten Entwicklungsprozeß.⁹

Jacob Burckhardt war es, der die Kultur¹⁰ neben der Religion und der Politik als dritte »universalhistorische Potenz« gewichtete. Als Kultur bezeichnete er dabei den »Inbegriff alles dessen, was zur Förderung des physischen Lebens und als Ausdruck des geistigen und gemüthsittlichen Lebens spontan zu Stande gekommen ist, alle Geselligkeit, alle Techniken, Künste, Dichtungen und Wissenschaften, besonders alle Philosophien. Scheinbar die Welt des Beweglichen und Freien neben den beiden festen Formen: Staat und Religion.«¹¹

Die von kulturellen Faktoren bewirkten Veränderungen tangieren politisch-gesellschaftliche und ökonomische Systeme. Sie können Konfliktpotential aufbauen, das prosperierende Ökonomien zusammenbrechen läßt, und sie provozieren zwischenstaatliche Spannungen. Im Innern mancher Staaten sind die sozialen Unterschiede stärker von religiös-kulturellen oder ethnischen Konflikten überlagert als die Theoretiker der klassischen marxistischen Diskussionen sich je vorstellten. Gleichzeitig ergeben sich im »crossover« der kulturellen Einflüsse neue Konstellationen der »postkolonialen«, hybriden, creolisierten Kulturen.¹² All das bringt einen außerordentlichen Bedarf an kulturwissenschaftlichen Überlegungen zur interkulturellen Praxis mit sich.¹³

Kulturwissenschaften, besonders auch jene, die sich auf historischer und regionaler Ebene mit der empirischen Vielfalt menschlicher Kultur und Vergesellschaftung beschäftigen, haben in allen Phasen der menschlichen Geschichte die behauptete Überlegenheit der eigenen Kulturmodelle relativiert. Sie haben immer wieder auf die eigene Würde und Qualität anderer Lebensformen hingewiesen und den Blick über die eigenen kulturellen Grenzen hinaus ermöglicht. Darüber hinaus besitzen sie eine lange Tradition des hermeneutischen, deswegen dennoch nicht affirmativen Umganges mit solchen Lebensformen, deren Andersheit mit den »modernen« Formen des Zusammenlebens der Kulturen nicht vereinbar scheint. Seit der Stellungnahme der amerikanischen Anthropologen zu der UN-Menschenrechtsdeklaration von 1947 haben sich Kulturwissenschaften in entsprechende Diskussionen immer wieder einbringen können.

Nachhaltigkeit als kulturelles Projekt

Die lokalen und globalen Herausforderungen der Gegenwart definieren sich nicht nur ökonomisch, sozial und ökologisch, sondern in gleichem Maße auch kulturell. Sowohl ein alternatives Konsummodell und ein »Neues Wohlstandsmodell« (E. U. v. Weizsäcker) auf der Ebene der Industriegesellschaften, als auch ein globales Modell des Lebens in akzeptierter Differenz sind angewiesen auf einen kulturellen Unterbau von entsprechenden Leitbildern, Standards, Werten, Normen und Institutionen der Verständigung darüber.

Angesichts des nicht verallgemeinerungsfähigen Wohlstands- und Industriemodells des Nordens scheint die Überwindung dieses Produktions- und Konsummodells ein Zentralproblem für die Zukunft. Innerhalb von Industriegesellschaften ist eine konfliktarme Umstellung von Produktkulturen und Lebensweisen auf Sozial- und Umweltverträglichkeit nicht ohne entsprechende kulturelle Leitbilder möglich. Fehlen sie oder sollen sie durch Ordnungsmittel und Zwang ersetzt werden, dann kann politische Destabilisierung die Folge sein.

Kulturelle Vielfalt ist in diesem Kontext nicht nur eine ökonomisch oder politisch instrumentalisierbare Ressource. Indem sie nicht nur die Palette der Möglichkeiten von Krisen- und Problembewältigung, sondern auch der Vorstellungen des »guten und richtigen Lebens« erweitert, spielt sie auch eine Rolle als allgemeine Grundlage der Zukunftsfähigkeit.

Grundbefindlichkeiten

Kulturwissenschaften haben auch etwas zu tun mit der Reflexion existentieller Grundfragen: Was ist der Mensch, was will er, was kann er. Wie läßt sich mit Grundbefindlichkeiten und allgemeinen Lebensereignissen wie Liebe, Tod, Angst in der Gegenwart individuell und sozial angemessen umgehen?

Die Künste werkeln an der immer neuen Adjustierung des Bildes vom Menschen ebenso wie die Philosophie und die Religionen (die, wenn wir die Theologie beiseitelassen, mit den Religionswissenschaften zu den Kulturwissenschaften zählen dürfen). Sinnfindungs- und Orientierungsbedarf in dieser Hinsicht wird gewiß nicht allein von den Kulturwissenschaften abgedeckt werden können; mitwirken werden sie jedoch auf jeden Fall.

Kultur als »System von Standardisierungen«¹⁴ ist ein zentrales Feld der Definition des »guten und richtigen Lebens«.¹⁵ Die individuelle Konkretisierung gleichwie der Wandel der Vorstellungen davon sind Themen der Kulturwissenschaften. In Zeiten der »Politik der Lebensführung«¹⁶ werden die intendierten und die nichtintendierten gesellschaftlichen Nebenfolgen kulturgeprägter individueller Handlungen immer wichtiger.

Wie potent sind die Kulturwissenschaften?

Die aktuelle Relevanz des ganzen, hier nur ganz undifferenziert angesprochenen Blockes der Kulturwissenschaften¹⁷ läßt sich mit diesem Hintergrund leicht be-

schreiben und argumentativ begründen. Ob freilich die entsprechenden einschlägigen Disziplinen den damit verbundenen Ansprüchen gerecht werden können, ist eine andere Frage.

Da ist zunächst festzustellen, daß diese Bedeutung in der wissenschaftspolitischen Öffentlichkeit kaum anerkannt und dementsprechend auch nicht finanziert wird. Hinzu kommen wissenschaftsorganisatorische Handicaps: In manchen Fällen verhindert schon das universitäre Arbeitsklima, daß die Potenzen der Kulturwissenschaften wirksam werden: Daß Arbeitsweise und Arbeitsdisziplin der außeruniversitären Alltagspraxis sich beträchtlich vom eher gemächlichen akademischen Arbeiten unterscheidet, fällt immer wieder auf. Und wenn Kulturwissenschaftlern von ihren Universitätslehrern empfohlen wird, sie sollten sich in ihren Qualifikationsarbeiten nicht so viel auseinandersetzen mit »grauer Literatur«, die außerhalb der üblichen Publikationswege erscheint, dann schneiden sie sich selbst und der Universität den Kontakt mit den dynamischsten Feldern von Innovation und Veränderung ab.

Eine praxis- und lebensweltbezogene Auffassung von Kulturwissenschaft¹⁸ impliziert eine Kritik an jenen, die, wie einst Odo Marquard oder Hermann Lübbe, in den Kultur- und Geisteswissenschaften nur eine »Inkompetenzkompensationskompetenz«, eine nostalgische Ablenkung angesichts der empfundenen Unfähigkeit der Revolte gegen »Sachzwänge« sehen wollten.¹⁹ Nicht Ersatz und Kompensation, sondern Komplementarität und die Anerkennung des Kulturellen als Teil des Ganzen sind gefragt, wie Ruth und Dieter Groh in ihrer Polemik gegen Odo Marquards »Vize-Glück« meinen: »Ist es wirklich damit getan, den anwendungsfähigen Naturwissenschaften, der Technik und Industrie sowie dem Markt die Aufgabe zu überlassen, den Modernisierungsprozeß weiter voranzutreiben, also zu handeln, und den anderen Wissenschaften – Geistes-, Sozial- und nichtanwendungsfähigen Naturwissenschaften – die Aufgabe zu übertragen, die dadurch entstandenen Schäden im nachhinein auszugleichen oder zu reparieren?«²⁰ Und: »Wenn allerdings die Geisteswissenschaften sich von der Kompensationsthese ihr Selbstverständnis als Kompensations- und Akzeptanzwissenschaften vorschreiben lassen, beschränken sie sich auf ein kulturelles Teilsystem. Sie verlieren, mit Hegel und Ritter gesprochen, das Ganze des geschichtlichen Daseins aus dem Blick und verfehlen so ihre wichtigste Aufgabe.«²¹

Voraussetzung für eine potente Kulturwissenschaft wäre ein reflektierter Kulturbegriff,²² der weder in die Falle des reduzierten Alltagsgebrauches tappt, der Kultur auf Künste (oder auf Künste und Literatur) reduziert, noch gar einen, der die Trennung von Kultur und Zivilisation reproduziert (deswegen kann es trotzdem eine Unterscheidung von Seins- und Sollenwerten einer Kultur geben). Die empirisch-deskriptiven, von den Anthropologen und Ethnologen bevorzugten wertneutralen Ansätze, mit Kultur umzugehen, sind neben den wertbesetzten Feldern von zentraler Bedeutung.²³ Kultur als ein »geordnetes System von Bedeutungen und Symbolen, vermittels dessen gesellschaftliche Interaktion stattfindet«²⁴ definiert die Kulturtypik des Denkens, Empfindens und der Einstellungen und Handlungen.

Unbefriedigend wäre ein kulturalistischer Voluntarismus, bei dem Kultur keine Rücksicht mehr nimmt oder zu nehmen braucht auf die anderen Bereiche des Lebens und unterstellt wird, Kultur könne nach Belieben die Lebensverhältnisse gestalten. Noch weniger hilfreich sind Essentialisierungen, bei denen Kultur biologisch, neurologisch oder strukturalistisch fixiert und entdynamisiert wird. Kultur-

wissenschaften sollten sich nicht in den Fallgruben eines Determinismus wiederfinden müssen, dessen Analyse sich damit begnügt, nachzuweisen, wie Kultur geprägt ist – sei es von Geographie, Klima, Wirtschaft oder Biologie. Auch die marxistische Theorie beharrte nicht auf einer mechanischen Beziehung zwischen einer ökonomischen Basis und dem kulturellen Überbau, sonst wäre bei ihr die Welt im ökonomischen und klassenkämpferischen Determinismus untergegangen. Sie setzte für den Fortgang der Geschichte auf die in der Dialektik der Widersprüche freigesetzten Motivationen der Akteure, nicht auf den Automatismus von Not und Revolution.

Kulturelle Prägung relativiert materielle Zwänge: »Tatsächlich wird jeder Einfluß und Zwang, den eine Instanz außerhalb des kulturellen Kräftefeldes auf dieses ausübt, stets durch die Struktur dieses Feldes *gebrochen*.«²⁵ Gegen materialistischen oder kulturalistischen Determinismus setzt Ralf Konersmann so die dank der Kontingenz des Kulturellen gewährleistete Offenheit: »Kultur ... ist die Bewahrung des Möglichen. Die Weite ihres Horizonts ist der Lohn der Kontingenz.«²⁶ Das ist der Bereich, wo Kultur nicht nur bereichernd, wertend oder unterscheidend, sondern auch produktiv wirkt.

Wird dieses Gewicht der Kulturwissenschaften anerkannt? Ich vermute, Selbstbewußtsein müssen sie heute vor allem aus sich selbst heraus gewinnen, nicht aus der Anerkennung durch die Außenwelt. Trösten wir uns mit dem eingangs zitierten al Ahnaf: »Man hat mich beschimpft wegen (meiner) Dichtung, aber ich sagte: Ich finde Vergnügen (daran).«²⁷

Anmerkungen

- 1 Susanne Enderwitz: *Liebe als Beruf*. Al-Abbas ibn al-Ahnaf und das Gazal. Beirut/Stuttgart 1995 (Beiruter Texte und Studien, hg. v. Orient-Institut, Bd. 55), S. 80, S. 84.
- 2 Jürgen Rüttgers: *Kunststück Zukunft*. In: *Die Zeit* v. 14.3.1998 S. 62
- 3 G. von Allesch: *Die Renaissance in Italien*. Weimar 1912, S. 148.
- 4 Vgl. *Rheinischer Merkur* v. 20. Nov. 1998, vgl. auch die daraus hervorgehende Publikation Andreas Grosz und Daniel Delhaes (Hg.): *Die Kultur AG*. Hanser Verlag München 1999 (im Erscheinen).
- 5 Boris Groys: *Der Künstler konsumiert die Welt*. *Rheinischer Merkur* v. 20. Nov. 1998.
- 6 Bernhard Freiherr Loeffelholz von Colberg: *Globalisierung der Wirtschaft – eine Herausforderung an die Kultur*. In: *Deutscher Kulturrat* (Hg.): *Kulturpolitik für das 21. Jahrhundert – Anforderungen an die Informationsgesellschaft*. Bonn 1999, S. 169-183, S. 170. Auch in: *Kultur als intellektuelle Praxis*. Herman Glaser zum 70. Geburtstag, Bonn/Essen 1998, S. 161-170.
- 7 Teilweise abgedruckt in: Hilmar Hoffmann: *Zur Humanität bilden. Kultur ist Europas wichtigstes Zukunftspotential*. In: *Evangelische Kommentare* (Stuttgart) 6/1997, S. 334-337, 336. Es ist dies eine bewußte Einrede zu Thomas Machos freilich sich nur auf die alltägliche Erfahrung stützende Aussage, die Zukunft figuriere nicht mehr als kulturelles Projekt (*Die Zeit* 17/1996, zitiert bei Rüttgers, s. Anm. 2).
- 8 Vgl. Vf., *Weltkulturen und Politik*. In: *Globale Trends. Jahrbuch der Stiftung Entwicklung und Frieden*. Frankfurt am Main 1997 (im Druck).
- 9 Vgl. *Our Creative Diversity. Report of the World Commission on Culture and Development*. UNESCO-Publishing, Paris 1995/1996 (Pérez de Cuéllar-Report); *Unsere kreative Vielfalt. Bericht der »Weltkommission Kultur und Entwicklung«* (Kurzfassung). Deutsche UNESCO-Kommission, Bonn, 2. erw. Aufl. 1997.
- 10 Zur Diskussion um den Kulturbegriff vgl. Ralf Konersmann, (Hg.): *Kulturphilosophie*.

- phie. Reclam Verlag Leipzig 1996 (Reclam-Bibliothek Bd. 1554).
- 11 Jacob Burckhardt: Über das Studium der Geschichte. Zit. nach Hübinger, Gangolf: Das Leben ist ein Ganzes. Kulturwissenschaften und Kulturkritik um die Jahrhundertwende. Frankfurter Rundschau v. 23. August 1994 (Kulturwissenschaft).
 - 12 Vgl. Ulf Hannerz: *Transnational Connections. Culture, People, Places*. London, New York: Routledge 1996.
 - 13 Vgl. Dieter Kramer: Weltkulturen und Politik. Überlegungen zur Dynamik internationaler Kulturbeziehungen. INEF Report 25/1997, Gerhard-Mercator-Universität GH Duisburg 1997.
 - 14 Hansen, zit. in Thomas Düllo und Jutta Greis: Die Erforschung der unzugänglichen Wirklichkeit. Kulturwissenschaft als Studienfach: Chancen einer Debatte und Disziplin. Frankfurter Rundschau v. 26. Juli 1994, Kulturwissenschaft. Vgl. Klaus P. Hansen (Hg.): *Kulturbegriff und Methode. Der stille Paradigmenwechsel in den Geisteswissenschaften. Eine Passauer Ringvorlesung*. Tübingen 1993, und: ders.: *Kultur und Kulturwissenschaft. Eine Einführung*. Tübingen 1995.
 - 15 Seit Aristoteles das »gute Leben« als Zusammenspiel von Tugend, Lust und äußeren Gütern zum zentralen Thema seiner Nikomachischen Ethik gemacht hat (bes. I 2, 5, 9, 10, 11), wird mit dieser Figur argumentiert (ich danke Annemarie Gronover/Kiebingen für entsprechende Hinweise).
 - 16 Vgl. Anthony Giddens: *Jenseits von Links und Rechts. Die Zukunft radikaler Demokratie*. Frankfurt am Main 1997, S. 132 u.a.
 - 17 Vgl. Dieter Kramer: *Von der Notwendigkeit der Kulturwissenschaft*. Marburg: Jonas Verl. 1997.
 - 18 Kunstwissenschaft und Kulturpolitik war schon einmal Thema des Ulmer Vereins bei einem Kongreß in Tübingen, vgl. Jutta Held (Hg.): *Kunst und Alltagskultur*. Köln 1981 (Kleine Bibliothek 238), S. 146-157.
 - 19 Richard David Precht: Ein Plädoyer gegen die kulturelle Belanglosigkeit der Kulturwissenschaft. In: *Die Zeit* v. 12.7.1996, S. 29.
 - 20 Ruth Groh und Dieter Groh: Zur Entstehung und Funktion der Kompensationstheorie. In: *Einheit der Wissenschaften. Internationales Kolloquium der Akademie der Wissenschaften zu Berlin*, Bonn 25.-27. Juni 1990, S. 234-279, S. 239.
 - 21 Ebenda. S. 256.
 - 22 Vgl. zur Diskussion um den Kulturbegriff Ralf Konersmann (Hg.): *Kulturphilosophie*. Reclam Verlag Leipzig 1996 (Reclam-Bibliothek Bd. 1554).
 - 23 Vgl. Vf.: Beschreibend oder wertend? Kulturbegriffe in Ethnologie und Philosophie. In: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 95 (1999), S. 1-22.
 - 24 Clifford Geertz: *Dichte Beschreibung*. Frankfurt am Main 1983, S. 99.
 - 25 Bourdieu, zitiert nach Konersmann (s. Anm. 22), S. 252.
 - 26 Konersmann (s. Anm. 22), S. 354.
 - 27 Enderwitz (s. Anm. 1), S. 79.